

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Aus Tirol

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1880

IV. Aus dem Etschland

IV.

Aus dem Etschland.

Im Herbst 1877.

Nachdem der Wanderer damals aus der Balsugana zurückgekehrt war, blieb er noch einige Tage im Hotel Trento zu Trient und fuhr dann am Mittwoch den 4. Oktober nach Branzoll, einer Eisenbahnstation, welche zwei Stunden unterhalb Bozen liegt. Auf diesem Wege von Trient nach Bozen, oder umgekehrt, strotzt Alles von Geschichte und unverständenem Alterthum. Uralte Flecken, die schon zu den Zeiten der langobardischen Könige erwähnt werden, geben dem Forscher Arbeit, uralte Burgen, welche von den Berghöhen heruntersehen, vermehren sie noch. Manche halbgelehrte Fabeln dienen auch nicht dazu, die vorzeitlichen Nebel, die das Thal bedrücken, auseinander zu jagen. Dort bei Muer z. B. steht auf grünem Hügel einiges weißliche Gemäuer, dessen Namen man Castelföder schreibt. Castelföder ist aber natürlich Castellum foederis, das Bundeszschloß, und es fragt sich nur, von welchem Bund es den Namen habe. Wäre es nun nicht möglich, daß hier die Cimbern im grauen Alterthum den Römern eine Schlacht geliefert, sie darin überwunden und mit

ihnen dann Frieden und Bund geschlossen haben? Dies schien so klar und nothwendig, daß es als historische Gewißheit in hundert Bücher überging. Wenn man aber den Namen richtig und zwar Castelveter schreibt, so fallen die Schlacht, der Sieg und der Bund in Staub zusammen, und aus diesem tritt ein gewöhnliches Altenburg hervor, wie es sich in Tirol und in anderen deutschen Ländern allenthalben findet.

Salurn, das Dorf mit dem geheimnißvollen Namen, ist seit vielen Jahrhunderten im Etstal der letzte Ort, wo die Sprache der Nibelungen erklingt, jedoch nur am linken Ufer des Stromes, denn was das rechte betrifft, so ist es so lange nicht her, daß in Eichholz (Roverè della luna) und Deutschmeß noch deutsch gesprochen wurde. Jenes Dorfes Bedeutsamkeit erhöht aber noch ein mächtiges und malerisches, an der kahlen Steinwand hängendes, längst aufgegebenes, jetzt auch fast unzugängliches Schloß, welches uns freilich seine geheimen Geschichten ebensowenig hinterlassen hat als andere eingegangene Schlösser. Wir wissen daher nichts von ihm, als daß es einst den Grafen von Hoheueppan, nach diesen den Grafen von Tirol gehörte und später als Pfandherrschaft durch verschiedene andere Hände ging.

Dennoch besitzt, wie J. B. Zingerle in seinen „Schildeereien aus Tirol“ hervorhebt, dieses Salurn einen Vorzug vor all den zahllosen Castellen des heiligen Landes Tirol, nämlich den Glanz poetischer Weihe, den Ruhm von der deutschen Heldenjage verklärt zu sein. Hier hauste

nämlich in sehr unsicheren Zeiten der mächtige Jarl Rüdiger mit seiner schönen Tochter Hildegwid, und an diese beiden Personen knüpfen sich verschiedene Begebenheiten, welche bei F. B. Zingerle oder in der Wilkina-Sage nachzulesen sind. Zuletzt kommt gar heraus, daß auch Theodorich der Große oder Dietrich von Bern, dessen Hinscheiden uns Felix Dahn in seinem „Kampf um Rom“ so ergreifend geschildert, zwar in Ravenna gestorben ist, seinen Großvater aber in Salurn zu suchen hatte.

Alle die deutschen Kaiser und Könige, Reichsfürsten und Kirchenhirten zu nennen, welche mit ihren Heeren und Gefolgschaften durch Salurn nach Italien und oft stark verdünnt wieder herausgezogen sind, das wäre hier wohl nicht am Platze. Doch wollen wir nicht ungern den jungen Langobarden-König Autharis erwähnen, welcher seiner Zeit eine Brautfahrt an den bairischen Hof zu Regensburg unternommen hatte und auf der Heimkehr, sein Incognito brechend, die Streitart in eine Eiche schleuderte mit den Worten: „Solche Streiche führt Autharis!“ Jene Eiche ist auch bei Salurn gestanden und steht vielleicht jetzt noch da, aber die Forscher haben bisher vergeblich nach ihr gesucht.

Auch Salurn war einst, wie die meisten Dörfer des Etzlandes, der Wohnsitz vieler edlen und wohlhabenden Geschlechter. Die meisten lebten guter Dinge dahin, bis ihnen das Geld ausgegangen, worauf sie sich in die weite Welt zerstreuten und hier vergessen wurden. Noch stehen aber die alterthümlichen schwerfälligen Häuser, die sie einst

als ewige Heimat für Kinder und Kindesfinder erbaut. Darum macht das Dorf auf jeden Wanderer, der aus wälſchen Landen herauſſkommt, den Eindruck eines höchſt gediegenen Deutſchthums, und es iſt nur zu bedauern, daß die Wanderer jetzt alle vorbeifahren, ſtatt in ſeinen ſtillen Gaſſen die Vorzeit zu ſtudiren und dann im ſchwarzen Adler ein Glas Salurner zu trinken.

Zwiſchen der Stadt Bozen und dem Dorf Auer hat ſich, wie männiglich bekannt, in den letzten Jahrzehnten, ſo zu ſagen, ein wälſches Vorland gebildet, da in den Gemeinden Leifers, Branzoll und Pfatten, welche mit einander gegen 2500 Seelen zählen, die deutſchen Bauern, die ſich vor Ueberſchwemmungen, Fieber, Traubenkrankheit u. ſ. w. nicht mehr zu halten wußten, allmählich aus- und dafür italieniſche Familien aus Wälſchtirol eingewandert ſind. Uebrigens erregt dieſe wälſche Einlagerung hier weniger Kummer als anderſwo. Da die Schulen deutſch ſind und die Leute alle Tage die Erfahrung machen, daß ſie ohne dieſe Sprache mit den Nachbarn doch nicht durchkommen, ſo meint man, das Gebiet, in dem ohnehin noch viele Deutſche ſitzen geblieben, werde mit der Zeit ſich wieder germaniſiren, wie ſich ja in vergangenen Tagen faſt das ganze Land Tirol aus der wälſchen Zunge in die deutſche überſetzt hat. In Auer, Neumarkt und Salurn ſcheint dagegen, obgleich ſie ſüdlicher liegen, das Deutſchthum noch ganz feſt zu ſtehen.

Von Branzoll ging der Wanderer damals nach Pfatten, das in früheren Zeiten Badena hieß. In oder

bei Pfatten sollte nämlich eine schöne Sammlung von ausgegrabenen Alterthümern sein, die er auch einmal betrachten wollte. Man setzt da über die Etzsch auf einer Fähre, welche ein alter wälischer Charon lenkt und steuert. Ich kam glücklich hinüber, was im Ganzen nicht auffallend, da hier noch Niemand verunglückt ist.

Das Pfattener Land ist ein paar Stunden lang, aber nicht einmal eine Viertelstunde breit. Es besteht nämlich aus einem schmalen Streifen, der sich zwischen der Etzsch und dem porphyrynen Mittelberge hinzieht, welcher anderseits wieder die östliche Gränze der Eppauer Hochebene bildet, nicht über sechshundert Fuß emporsteigt, aber fast senkrecht abfällt. Am obern Ende gehen Berg und Strom so nahe zusammen, daß ein Weg nicht anzubringen ist; unten hinaus zieht über den Etzschdamm ein holpriger Fahrweg. Ueber den Mittelberg klettern nur ein paar beschwerliche Fußpfade. So ist denn die Gemeinde fast abgeschlossen von der Welt und, obgleich sie an einer volkreichen Nachbarchaft liegt, doch eine der stillsten und einsamsten im Lande. Sie gewährt im Frühling vortreffliche Spargeln, im Sommer drückende Hitze, im Herbst einige Wechsel- fieber, im Winter ein angenehmes Klima. Wo ihre Angehörigen wohnen, wird ohne nähere Forschung nicht recht klar. Wahrscheinlich sind ihre Hütten hinter den Stauden verborgen: jedenfalls sieht man nur drei oder vier schöne, große, weiße Häuser, welche am Fuße des Berges stehen und den Herren v. Ferrari gehören. Nach diesen wurde jetzt der Schritt gelenkt.

Als sie erreicht waren, fand es sich aber, daß sie sämmtlich geschlossen, und der Wanderer blieb daher rathlos auf dem weiten freien Plage stehen. Es war Alles so still und feierlich, daß man gar nicht absehen konnte, wie das ausgehen würde. Endlich erschien eine schwarz gekleidete Dame hoch oben auf dem Balkon des zweiten Stockes. Ich nahm den Hut ab und fragte ergebenst nach den Alterthümern. Ja, diese, antwortete die Erscheinung freundlich, sind nicht hier, sondern im Stadelhof. Gehen Sie nur wieder an die Ueberfuhr hinaus, und dann den Damm hinunter! in einer Stunde sind Sie dort! Ich dankte verbindlich und ging wieder an die Ueberfuhr, wobei ich die Einsicht gewann, daß es von Auer nach dem Stadelhof jedenfalls um ein gut Stück näher gewesen wäre und daß man sich, wenn man Alterthümer sucht, immer vorher erkundigen soll, wo sie zu finden seien.

Hier verdient übrigens bemerkt zu werden, daß in Pfaffen, anders als in Leifers und Branzoll, die ganze Bevölkerung, außer den wenigen Herrenleuten, nur aus italienischen Tagelöhnern besteht, die schon im Vormärz hieher gezogen und sogleich auch mit wälscher Schule und Kirche versehen worden sind. Dieses abgeschlossene Häuflein wird sich wohl so bald nicht germanisiren.

Also den Damm hinunter. Zur Linken fließt der Strom; jenseit desselben sieht man viele Dörfer, Kirchen und Schlösser — zur Rechten sieht man nichts als Maissfelder, Reben und Murbäume, dann die Porphyrrwände des Mittelberges, die aber mitunter eingebrochen sind und in rothbraunen Felsenklöben zu Thale gehen.

Als die Stunde bald zu Ende war, wurde mir die Zeit lang. Ich glaubte abschneiden zu können und verließ den Damm, gerieth aber allmählich in ein Labyrinth von Sumpfgärten. Endlich schien der Weg ganz und gar verloren; nichts als Pfützen und Lachen, hohes Schilf und einige Wasserchlangen. Das rathsamste dünkte mir allerdings, auf den Damm zurückzugehen, aber er lag jetzt auch schon in ziemlicher Ferne.

So setzte ich mich auf einen Porphyrblock um abzuwarten, was etwa für mich geschehen würde. Um meinem guten Genius Zeit zu lassen, nahm ich meine Briefftasche heraus und fing an darin zu blättern. Da stieß ich gleich auf eine Empfehlungskarte, welche mir ein hochgestellter Gönner in Trient an „Herrn Dr. Eduard von Ferrari, Kellerhof in Pfatten“ mitgegeben. An Ort und Stelle hatte ich dieses Schatzes vergessen, was nur mir begegnen kann. „Ach, wie lieblich und angenehm hätte der Fröhlichoppen ausfallen können mit Herrn Eduard von Ferrari und der schwarz gekleideten Dame auf jenem Balkon! Jetzt wär' ich gewiß noch dort und nicht hier unter Schilf und widerwärtigem Gewürm!“

Endlich erschien in der Ferne zwischen dem Köhricht ein Mensch und dieses sonst nicht ungewöhnliche Phänomen machte unter solchen Umständen einen sehr tröstlichen und erhebenden Eindruck! Zuweilen sind sie doch recht liebenswürdig, die Menschen, was auch Schopenhauer und Andere über sie sagen mögen.

Es näherte sich eine biedere, markige Gestalt, die

einem pensionirten Rittz oder Forstmeister zum Verwechselfn ähnlich sah. Man kann sich denken, wie freundlich sie begrüßt wurde. Nach dem Stadelhof? fragte der eine, nachdem die ersten Höflichkeiten ausgetauscht waren. Da geht der Weg, sagte der andere, dort bei den Trauerweiden vorbei und rechts hinein. Was wollen Sie aber dort? — Die Alterthümer besuchen. — O mein, da kommen Sie viel zu spät, die sind schon lange versenkt und verschickt; glaub' nicht, daß noch ein Nagel da ist.

Dies klang zwar nicht sehr tröstlich, mußte aber dankend hingenommen werden. Die Gestalt, welche den Verwalter von Stadelhof oder einen Gutsbesitzer aus der Nähe darzustellen schien, ging nach beiderseitigen höflichen Abschiedsworten wieder ihrer Wege, und ich verfolgte den meinigen.

Hier geht nun in den Mittelberg eine tiefe grüne Bucht ein; auf den beiden vorspringenden Erfern, die sie bilden, stehen die malerischen Trümmer und Thürme von Laimburg und von Leuchtenburg — im innersten Winkel der Bucht aber steht in tiefster Einsamkeit der Stadelhof, ein hohes Herrenhaus und einige Wirthschaftsgebäude dabei, jetzt ein Besizthum des jungen Grafen Joseph v. Thun.

Ein Dieuer empfing den Wanderer, und als jener diesen gemeldet, kam die Treppe herunter ein freundlicher Herr aus dem geistlichen Stande, Cyprian Bescosta, früher Erzieher in der Familie und jetzt in Ferien hier weilend, nunmehr Hofkaplan bei dem Herrn Grafen Künigl zu Ehrenburg im Pustertal. Er freute sich, daß wieder

einmal ein Pilger nach den Alterthümern frage, dem er habe die Ausgrabungen selbst geleitet — aber er bestätigte auch, daß das meiste verschickt und verschenkt sei, an verschiedene Liebhaber, an die Museen in Innsbruck und Trient. Noch vorhanden sind in der That nur einige kleine Bronzestücke und zertrümmerte Urnen, endlich der Grabstein mit der etruskischen Inschrift, die schon mehrmal veröffentlicht ist.

Als ich ihm meine Karte überreicht hatte, rief Herr Cyprian Pescosta fröhlich aus: Also Sie sind der? Wir kennen uns ja schon von Buchenstein her, von Anno Zweiundvierzig, wo der Herr Lang noch Landrichter und der Herr Tauber noch Adjunkt dort war. Erinnern Sie sich nicht mehr, wie wir Abends beim Vinager gegessen sind?

Mein Gedächtniß blühte zusehends wieder auf, und der junge Labiner von Corvara, der damals unseren Abendtrunk getheilt, trat aus den Nebeln der Vergangenheit wieder lebendig heraus.

Buchenstein oder Livinallongo aber ist ein kleines Dorf, welches hinter dem Eneberger Thal zwischen Fassa und Ampezzo ganz einsam im wilden Gebirge liegt. Die Einwohner sprechen eine romanische Mundart. Damals war das Dörflein der Sitz eines Landgerichts.

Aber wie erklären Sie Ihren Namen? fuhr ich fort.

Ganz einfach — Costa heißt Leite, Halde, und Pes ist so viel als pedes, also ein Ort am Fuße der Leite. Zu deutsch würde ich Leitensfuß heißen.

Nicht doch, entgegnete der Wanderer. Jenes Pes

hat sich jetzt durch meine angestrengten Forschungen als post entlarvt; Pescofa heißt: hinter der Leite, Pescol ist hinter dem Büchel, und Beschlauz ist pos scaluzza, d. h. hinter dem Stiegel. Also Hinterleitner, Hinterbühler, Hinterstieglar.

Das ist mir ganz neu!

Das können Sie alles in meinen Schriften finden, die zwar nicht den Beifall des Herrn H. U. . . gewinnen konnten, aber in der rhätischen Literatur fast noch unentbehrlicher sind als die seinigen in der deutschen.

Also haben Sie auch etwas geschrieben?

Leider — ja. Es ist nämlich sehr traurig, Herr Hofkaplan, für edle Völker zu schreiben, welche keine Bücher lesen. Die Tiroler, die Vorarlberger und Graubündner ahnen gar nicht, welche geistigen Genüsse ihnen bevorstehen, wenn einmal die centnerschwere Tarukappe gehoben wird, welche über meinen Schriften liegt. Ein Blüthenregen von neuen Ideen wird ihren Intellektus auffrischen; sie werden über ihre Entstehung nicht mehr so ungeschickte Sachen schreiben, wie bisher; jeder Eingeborene wird u. a. wissen was er, vielmehr sein Name, zu bedeuten habe. Es ist sicher vorauszu sehen, daß die Tiroler, sowie die Vorarlberger und Graubündner, dann ganz andere Menschen werden!

Da können Sie auf ein schönes Alter kommen, bis Sie das erleben! sagte der Hofkaplan tröstend.

Ich habe schon entsagt, entgegnete der Wanderer. Meine Enkel erst werden vielleicht Zeugen jener unge-

stümen Dankbarkeit sein, welche die Tiroler, sowie auch die Vorarlberger und Graubündner, bei Hebung der Tarnkappe befallen wird. Uebrigens ist heute zwar ein sehr schöner, aber etwas kurzer Tag, und wer nach Kaltern will —

Bitte, bitte, sagte der Hofkaplan, hier wird kein Gast entlassen, ehe er nicht mit dem Wein des Hauses Bescheid gethan. Kommen Sie nur herauf!

Wir gingen nun mit einander die steinerne Treppe hinauf und kamen in eine hohe weite Halle, in welcher eine Flasche des besten Stadelhofers und ein Teller voll Trauben aufgestellt war. Wir legten uns an den feinen Gaben und sprachen dabei noch vielerlei von allerhand abgestandenen Völkerschaften, namentlich von den alten Etruskern und Rhätiern, die hier offenbar eine Nekropole hatten. Die Ausgrabungen, meinte Herr Bescoffa, könnten jeden Augenblick wieder aufgenommen werden. Sie seien nicht unterbrochen worden, weil sie keine Ausbeute mehr lieferten, sondern weil sich Niemand mehr um sie angenommen habe.

Endlich aber griff der Wanderer nach seinem Stabe. Der Herr Hofkaplan war so verbindlich, ihn bis auf die Höhe zu begleiten, wo einerseits die alten Burgen und das Thal der Etzsch, andererseits der Kalterer See und das Mendelgebirge herrlich zu sehen sind.

Hier nahm der Fremdling Abschied von dem liebenswürdigen Alterthümer und stieg durch die Nebenhalden wieder thalwärts. Er sah in eine grüne üppige Tiefe hinunter, und in dieser liegt der dunkelblaue See. Dort

kommt der „Kalterer Seewein“ vor, unter den deutsch-tirolischen Weinen der beste, den man in allen Kellern findet, so daß immer mehr davon vorhanden ist, als jährlich wächst. Um den Neben den Platz nicht wegzunehmen, haben sich die angrenzenden Erdenkinder von diesen Gestaden bisher mit Absicht fern gehalten. Es finden sich auf einer Seite nur wenige, auf der anderen gar keine menschlichen Ansiedelungen. Die Ufer sind freilich zum großen Theile sumpfig, mit Schilf bewachsen und schwer zu begehen. Es wird daher auch keine Schifffahrt betrieben, es sei denn von einheimischen Fischern, welche da manchen schönen Kal fangen. So ist dieses Gewässer wie einer jener berühmten Komiker, welche von der Bühne herunter viele tausend Menschen erheitern, aber selbst voll inneren Grames sind. Ja, trotz seines herzerfreuenden Weines ist der Kalterer See ein Melancholicus. Ueber der einsamen Ruhe seines stillen Spiegels stehen langgezogene Bergrücken, die auch mehr schwermüthig als munter dreinschauen. Da und dort erheben sich verfallene Burgställe, deren Ritterschaft schon lang verkommen, man weiß nicht mehr recht weil, oder obgleich sie den edlen Seewein so gern getrunken hat.

Ist man aber jene grüne Höhe herabgestiegen, so sieht man Kaltern, den großen Flecken mit seinen Zudörfern am Fuße der Mendel weit ausgebreitet vor sich liegen, und steigt über eine schiefe Ebene zu ihm hinauf, was beim besten Willen leicht eine Stunde in Anspruch nimmt.

Zu Kaltern gibt es viele Wirthshäuser, aber gebildete Menschen kehren nur im „Köffel“ ein, und da ich mich

nachgerade auch diesen beizuzählen anfangs, so konnte die Wahl nicht zweifelhaft sein. Nachdem mir aber den ganzen Tag außer dem Imbiß im Stadelhof keine Nahrung zugegangen war, so dachte ich an die Pflicht der Selbsterhaltung und fragte freundlich: „Was habt ihr zu essen?“

„Einen Schnepfen!“ antwortete die Kellnerin.

Dieses Wort führt leider wieder zu einer Weiterung, die aber dem Leser nicht erspart werden kann. Durch mein Gemüth geht nämlich ein ökonomischer Zug, der sich gegen die Schnepfen von Jugend auf ablehnend verhalten hat, denn im Grunde gewähren sie doch nur sinnlichen Genuß und kosten einen Gulden fünfzig Kreuzer. Aber am 25. April 1863 (ich citire aus dem Gedächtniß, und es könnte daher leicht ein anderer Tag und ein anderes Jahr gewesen sein), als ich zum Glaubensschießen nach Lana gereist und Abends angekommen war, fragte mich die Adlerwirthin daselbst: was mir gefällig sei. „Ein einfaches Abendessen!“ jagte ich, ging hinaus in den Schießstand, sprach einige Worte mit einem jungen Grafen, der den Eifer der Schützen lobte, dann eben so viel mit einem jungen Bauern, der sich über die ganze Gesellschaft lustig machte, wandelte nachher auf dem Sträßchen dahin, bis ich die Burg Lebenberg sah, kehrte endlich in den Adler zurück, setzte mich an den Tisch — und siehe, da trägt mir das unglückselige Weib einen Schnepfen und eine Schüssel voll Spargeln auf. Voll Entsetzen rief ich: „Ja, ist denn das ein einfaches Abendessen?“ worauf aber die dämonische Wirthin hohnlachend entgegnete: „Heut Abend

habe ich halt nichts Einfacheres!“ Meine Lage war höchst peinlich. Ich betete zu Gott um Rath und glaubte eine Stimme zu hören, welche sprach: „Nuch diesen Vogel habe ich zum Ergözen der Menschen geschaffen. Nimm hin und iß!“ Auf diese Weise kam ich zum ersten Schnepfen meines Lebens.

Fast ein halbes Menschenalter war also vergangen, als mich die Kellnerin in Kalltern neuerdings in Verlegenheit setzte. „Ein Schnepf?“ wiederholte ich nachdenklich, „ich fürchte, der Schnepf frißt mich auf.“ „O nein“, jagte sie lächelnd, „Sie dürfen den Stiel uur umkehren — es wird schon gehen!“ Das muthige Mädchen zog mich zu sich empor. „Nu, in Gottes Namen“, sprach ich, „so gebt den Schnepfen * her — ich will den ungleichen Kampf aufnehmen!“

Das Ende braucht nicht erzählt zu werden, wohl aber, daß die Rechnung mit Wein und Lager anderen Morgens nicht mehr als einen Gulden neunzig Kreuzer

* Da mir meine Leipziger Recensenten mitunter Unkenntniß der deutschen Sprache vorwerfen, so sei hier bemerkt, daß ich mich wohl zu erinnern glaube, man müsse „die Schnepfe“ schreiben, daß aber hier mit Fleiß das Masculinum gewählt worden, weil ein anderes Geschlecht gar zu widerlich gegen den Landesbrauch anlaufen würde. Wenn es nur kleine Vögel und Vierfüßler, Käfer und Würmer betrifft, so könnte man überhaupt in Niederdeutschland wohl auch dem oberdeutschen Sprachgebrauch einigen Zulaß gewähren. Der Schaden wäre nicht groß und die freundige Stimmung über diese Huld in unseren Gegenden gewiß ganz allgemein.

betrug, so daß in diesem gebenedeiten Lande die Schnepfen fast nicht so viel zu kosten scheinen, als anderswo die Bougies.

Obgleich unser Kaltern nicht im Bisthum Trienter, sondern im Trienter Sprengel liegt, so ist es doch eigentlich der Siedepunkt der Katholiciät in Tirol, in Deutschland, in Europa, ja, sagen wir lieber gleich: auf dem ganzen Planeten. Es hätte wohl schon lange verdient ein Marpingen zu werden, aber die christliche Industrie ist in diesem einfachen Lande noch nicht so ausgebildet, um die allerfertigste Jungfrau vom Himmel herunterkommen zu lassen. So begnügt man sich denn mit einer irdischen Heiligen, mit dem Fräulein Maria von Mörl, welche dort am 18. October 1812, also gerade ein Jahr vor der Schlacht bei Leipzig, geboren wurde. Sie zeigte als Kind und Mädchen keine hervorragenden Geistesgaben, trat aber mit neunzehn Jahren in ekstatische Zustände über, welche der Pater Capistran aus dem hiesigen Franciskaner Kloster leitete. Sie gab damals namentlich viele Stechnadeln, Nägel und Glascherben von sich, was man einer besonderen Gnade Gottes zuschrieb. Bald wurde in der halben Welt von ihr gesprochen. Die Kalterer hielten aber nicht so viel auf ihre Verzückerungen als auf die unwiderstehliche Zugkraft, welche sie bis in die fernsten Länder, bis zu den Wenden und Gothen, bis zu den gelben Calabriern und den grünen Irländern geltend machte, so daß jedes Jahr viele Tausend andächtige Hadschis herankamen, welche die tiefen Eindrücke, die ihre Seelen erhalten, gern wieder mit Spargeln und Schnepfen auszuglätten und dabei ihre Aufregung im Kalterer See-

wein zu erlöfen suchten. Die Frau Köffelwirthin gedenkt in stiller Behmuth jener gnadenreichen Zeiten. Als das Fräulein noch jung und angenehm zu betrachten war, ließ man ganze Völker durch ihr Krankenzimmer wandern; als sie alt und runzelig wurde, steckte man die arme Haut hinter Schloß und Riegel. Sie ist trotz ihrer schmerzlichen Zustände zu hohen Tagen gekommen. Staffler wunderte sich im Jahre 1846, daß die fromme Dulderin noch immer lebe, allein sie starb erst am 11. Januar 1868. „Dit enthüllt sie“, jagt derselbe ferner, „die verborgenste Zukunft“; doch scheinen ihre Prophezeiungen nicht eingetroffen zu sein, sonst wären sie nicht so ganz vergessen. Interessant wäre es immerhin, zu wissen, was sie über das Drei-Kaiser-Bündniß und die orientalische Krisis vorausgesagt. Sie ruht auf dem Friedhof zu Kaltern unter einem Leichenstein, der sie „Haller Stiftsdame“ nennt, sonst aber nur den Tag ihrer Geburt und ihres Todes angibt.

Viele namhafte Autoren, wie J. v. Görres, Cardinal Wiseman, Graf Shrewsbury, haben das Fräulein als eine hochbegnadigte Person gepriesen und gefeiert, andere die ganze Erscheinung als unwahr und gefälscht verworfen. Die Vorsichtigen wissen selbst jetzt noch nicht recht, ob die Wahrheit hier in einem Brunnen liege oder in der Mitte.

Kaltern ist also das tirolische Meroë. — Unter Mitwirkung eines hohen Adels, edler Frauen und mehrerer gottbegeisterter Weinhändler ist es den Seelenhirten hier gelungen, eine ganz purificirte, zwar nicht apostolische, aber doch höchst katholische Gesellschaft, eine irdische Ge-

meinschaft der Heiligen, zusammenzustellen. Man kann hier schon ungefähr bemessen, wie es uns einmal ergehen wird, wenn „die Kirche“ wieder jene Stellung errungen hat, welche ihr nach ihrer Meinung gebührt. Menstliche Gemüther können sich damit beruhigen, daß es so arg nicht ist. Essen und Trinken wird z. B. nicht gehemmt, sonderu eher gefördert — auch der ehrwürdige Clerus verehrt die guten Gaben Gottes, und was den Weingenuß betrifft, so haben ja schon die Patriarchen mitunter einen Tropfen über den Durst getrunken. Aber am Freitag gibt's nur Fastenspeisen. Dies ist eigentlich das erste und vornehmste Gebot; doch werden seine Schrecknisse durch Aale, Krebse, Trüffel und Quittenstrudel nicht unerheblich gemildert. Kirchenbesuch wird dringend empfohlen und ist am Sonntag unerlässlich; auch am Werktag stehen allerlei kleine religiöse Zerstreungen, als Vesper, Vitaneien, Rosenkranz, Processionen und Wallfahrten, zu Diensten. Edle Frauen theiligen sich geru an diesen Andachtsübungen, welche ihre müßigen Stunden angenehm ausfüllen. Es gehen dieselben auch allwöchentlich zur heiligen Beichte, was einen ziemlichen Ueberfluß von Sünden anzeigt, nur daß diese lauter läßliche sind. Lectüre gilt als gefährlich: es werden nur Schriften gelesen, die von Lourdes oder Maria Einsiedeln kommen, Schiller und Goethe vielleicht nur auf Reisen oder im Auslande. Gleichwohl ist man zu Hause sehr gebildet, nach außen aber geht das sacrificio dell' intelletto so weit, daß nur die „Tiroler Stimmen“ zugelassen und selbst diese nicht angesehen werden. Für

„das leere Geträttsch“ der Wiener Zeitungen entschädigt beim Frühstück das ahnungsvolle Geläute der Glocken, welches um halb fünf Uhr anfängt und um zwölf Uhr aufhört. Das mindere Volk arbeitet nicht ungerne, ruht aber noch lieber aus, wozu die Kirche eine reiche Zahl von Sonn- und Feiertagen gewährt. Mißgünstigen Tadlern hält man entgegen, daß unser irdisches Leben erst dann ein Vor- und Abglanz des ewigen sein würde, wenn das ganze Jahr nur Ein Feiertag wäre. Edle Frauen stricken gern rothe Strümpfe für hohe Kirchenhirten, sticken Paramente für heilige Leiber, sammeln Pfennige für den heiligen Vater, für neue Wallfahrtschapellen, für Kirchen und Schulen, für letztere jedoch selten oder gar nicht. Was Ehrlichkeit in Handel und Wandel, Reinhaltung des Weines u. dgl. betrifft, so ist man im Lande nicht so übel angeschrieben: aber die Criminalstatistik des mindern Volkes lautet leider sehr ungünstig und erinnert fast an unser frommes Niederbairern. Es ist traurig, daß „die Kirche“ gar keinen Einfluß auf das moralische Leben ihrer Angehörigen zeigt und daher ihre Versprechungen dieser Art nirgend erfüllt. So hält man ja auch den Bauern des vordem geistlichen Brigener Gebiets für roher und sündhafter als alle übrigen in Tirol. Die Kallterer gelten zwar im Lande nicht für besonders geistreich, halten aber doch den Vergleich mit manchen andern Völkern tapfer aus. Sie würden vielleicht eine Doctorbäuerin, aber nie eine Dachauer Bank aufkommen lassen. Noch weniger würde sich diese hier der Protection des ehrwürdigen Landclerus und der geistlichen Presse zu erfreuen haben.

So hat denn der Himmel unser frommes Kaltern mit den beneidenswerthesten Gütern ausgestattet. Er verlieh ihm edle Frauen und edle Neben, Franciskaner, Schnepfen, Rosenkränze, eine Heilige, mehrere gottbegeisterte Weinhändler und eine herrliche Gegend. Aber er verlieh ihm auch eine fürchterliche Langelweile. Der Geruch davon geht bis in die fernsten Landestheile. Wer zur Unterhaltung nach Kaltern gehen wollte, würde sich allenthalben einem unaußsöchlichen Gelächter aussetzen. Auch den Wanderer, der unvorbereitet hieherkommt, überfällt schon in der ersten halben Stunde ein Gefühl, das ihn unwiderstehlich weiter treibt. Man hat verschiedene Gründe für diese Erscheinung vorgebracht, aber sie erklären sie nicht, weil sie alle irdischer Natur sind. Sie beruht vielmehr auf einem Rathschluß Gottes, der unter dem Monde nichts Vollkommenes duldet. Daher darf man sich immerhin in Acht nehmen, denn jeder Widerstand ist gefährlich. Zwei Münchener, welche sich diesen September hereingewagt, sollen nur durch beständige Ausflüge ihre geistige Gesundheit erhalten, mehrere andere sich schnell zurückgezogen haben, um nicht an dem endemischen Uebel zu versterben. Robuste Naturen, die nicht erliegen, trocknen vollkommen ein. Mich wundert nur alleweile, daß mein guter Freund, der Herr Dr. Pupetschek, nicht eingetrocknet, sondern noch immer so aufgeweckt und aufgeklärt ist, wie vor dreiunddreißig Jahren, da ich ihn hier kennen zu lernen die Ehre hatte.